Nummer 24 15. Juni 1944
Copr. 1944 Deutscher Verlag

Berliner Illustrierte Zeitung

53. Jahrgang Preis 20 Pfennig

Das Geheimnis der „letzten Hand“

Arno Breker vollendet ein neues Werk.

„Die Form ist fertig — nun muß sie atmen lernen!“, erklärte Professor Breker, während Feinmeißel und Hände wie beschwörend über den schimmernden Marmor gleiten. Die Konzentration auf das noch unerlöste Leben im gestalteten Stein verdichtet die schöpferische Spannung im Gesicht des Meisters: Das Schwerste muß mit der leichtesten Hand geschehen!

Eine Aufnahme zur großen Breker-Ausstellung von Charlotte Rohrbach

FP 417

Hier lagen Kornfelder . . .

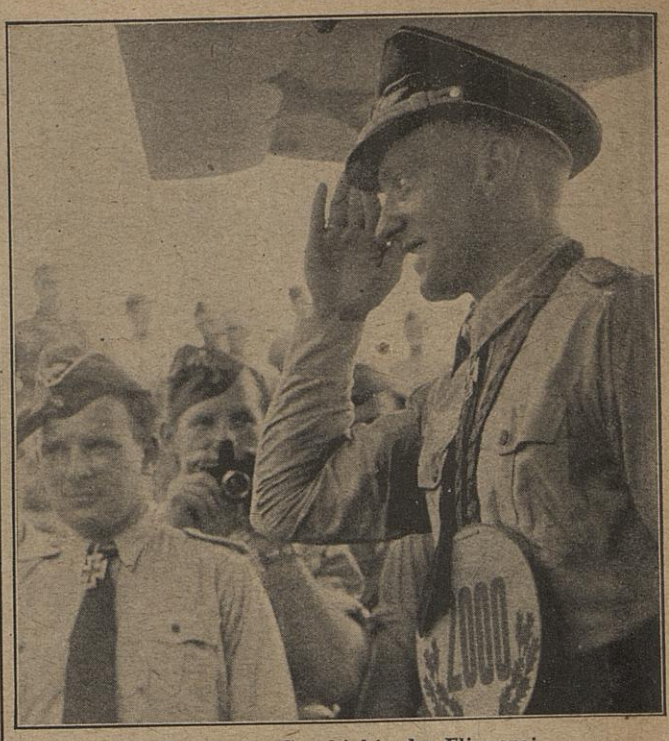
. . . unter denen es plötzlich zu rumoren begann. Dann entstand ein Erdloch, daraus eine Spiralwolke quoll — und in wenig Wochen war in der mexikanischen Landschaft ein feuer- und steinespeiender Berg, der Mount Paricutin, geboren.

Ein neuer Vulkan entsteht

Eine Springflut feuriger Lava.

Nacht um Nacht bietet der neue Vulkan ein schaurig-erhabenes Bild: 400 Meter hoch strahlen die Kaskaden weißglühenden Gesteins in die sternlos gewordene Finsternis, und in ungezählten Bächen strömt die flüssige Lavaglut zu Tal.

Der 2000. Feindflug



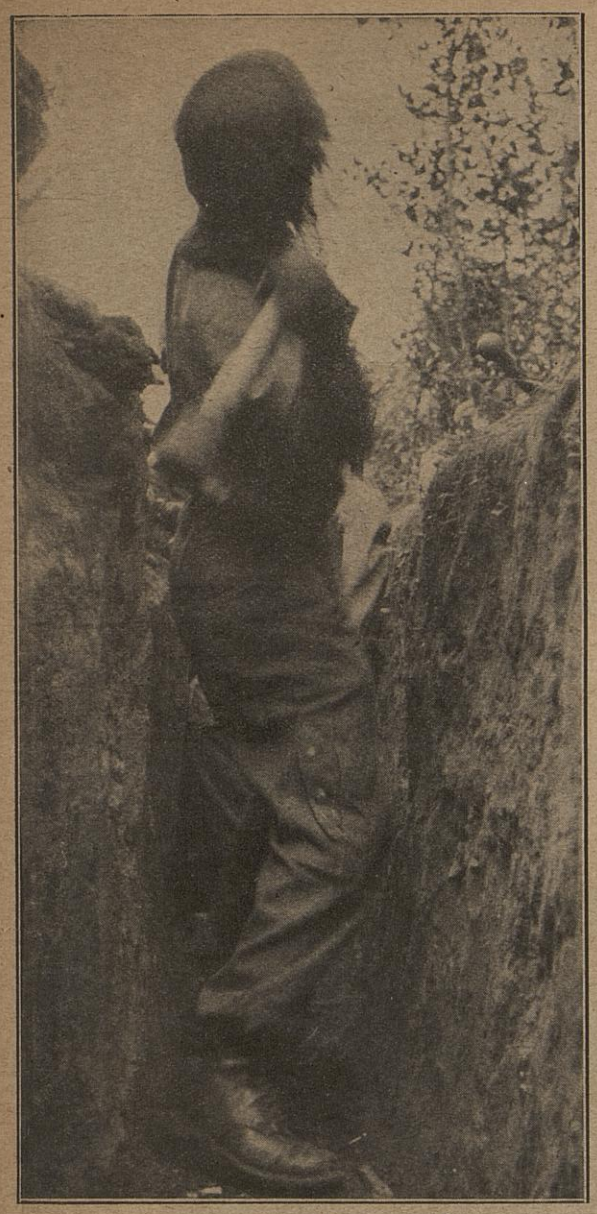
Ein in der Geschichte der Fliegerei einzigartiges Ereignis:

Major Rudel, Eichenlaubträger mit Brillanten, Gruppenkommandeur im Schlachtgeschwader Immelmann, ist 2000mal gegen den Feind geflogen. Er vernichtete u. a. 300 Panzer, 1 Schlachtschiff, 2 Kreuzer und 45 Artilleriestellungen.

Ein seltener Fangschuß:

Major Rudel hat mit einem wohlgezielten Schuß den sowjetischen Panzer außer Gefecht gesetzt.

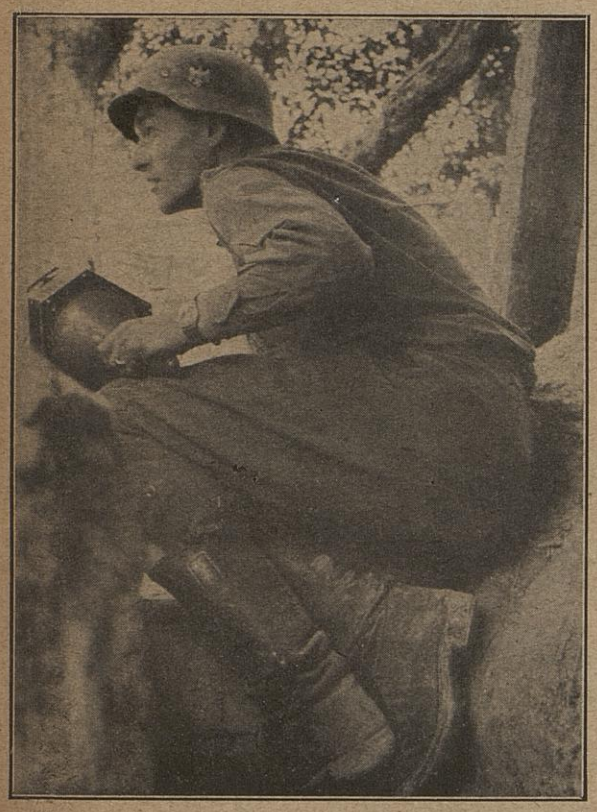
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Rothkopf (Atl.)



In Italien

Handgranaten fliegen aus der Deckung.

An der italienischen Front stehen die deutschen Truppen in härtesten Abwehrkämpfen gegen den anstürmenden Feind und leisten erbitterten Widerstand. Jeder Mann ist ein Einzelkämpfer. Immer wieder holen die Fallschirmjäger zum Gegenschlag aus und bereiten dem Gegner blutige Verluste.

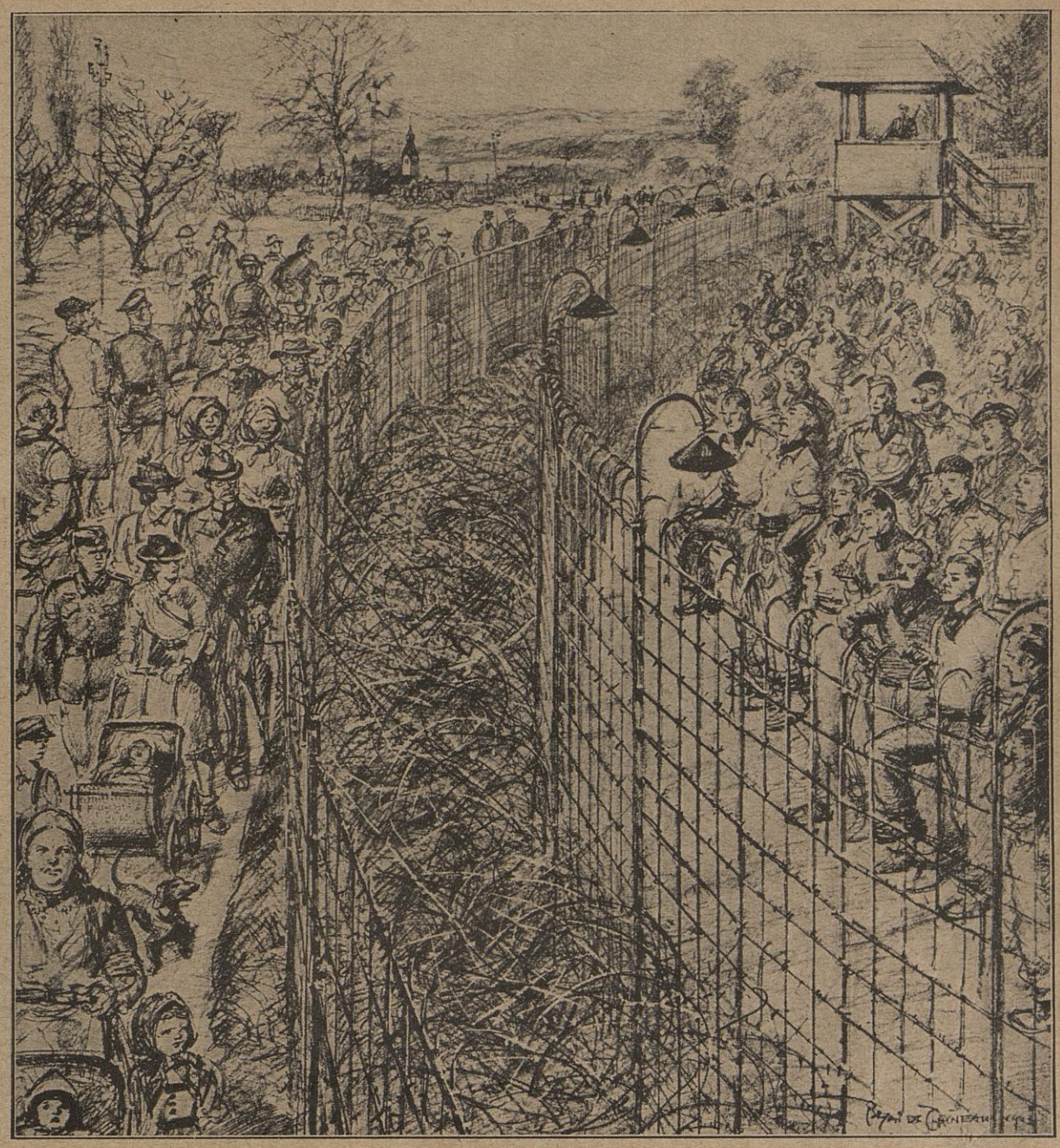


Mit der Haftladung gegen anrollende Panzer.

Der Zugführer ist aus der Deckung geklettert. Kaltblütig beobachtet er den Weg des Feindpanzers, den er sich aufs Korn genommen hat, um ihn im richtigen Augenblick anzuspringen und die tödliche Ladung an seinen stählernen Leib zu drücken.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Pirath, Lüthge (Atl.)

„Sonntagsparade? Wo? Wie?“



„Kriegsgefangene britische Offiziere gewähren den Bürgern von Rotenburg eine unentgeltliche Schau . . .“

„und werfen selber einen flüchtigen, wenn auch wenig begeisterten Blick auf die Außenwelt.“ Das ist die Unterschrift der „Illustrated London News“ zu der obigen Zeichnung nach den Angaben eines ehemaligen, inzwischen ausgetauschten Lagerinsassen. Wenn man dem Zeichner glauben darf, können sich die Einwohner des dem Gefangenenlager benachbarten Städtchens kein besseres Sonntagsvergnügen ausdenken als das Defilieren mit Kind und Kegel vor dem Stacheldraht und das Bestaunen der „so interessanten“ britischen Offiziere, die hinwiederum die Rotenburger ganz und gar nicht „begeisternd“ finden. Reichlich unwahrscheinlich, dieses „Interesse“ — doch einer Nachprüfung wert . . .

Die „Sonntagsparade“ in Wirklichkeit.

Einen Sonntag lang verbrachte der Kriegsberichter Lysiak am „Blickpunkt“ des Londoner Gewährsmannes — doch das obige Bild der unbestechlichen Kamera war das äußerste, was an Sensation zu erleben und zu berichten war. Still lag die „Paradestraße“ und still auch das Lager, von gelegentlich dahinwandelnden Gefangenen abgesehen. Der Mangel an „Interesse“, ja sogar an Neugierde von seiten der deutschen Bevölkerung kann nicht besser bewiesen werden als durch diese in völliger Leere dahinträumende Straße . . .

Drei im Walde

Brigitte
Helga
Ursula

Stille Waldeinsamkeit umfängt drei Kameradinnen.

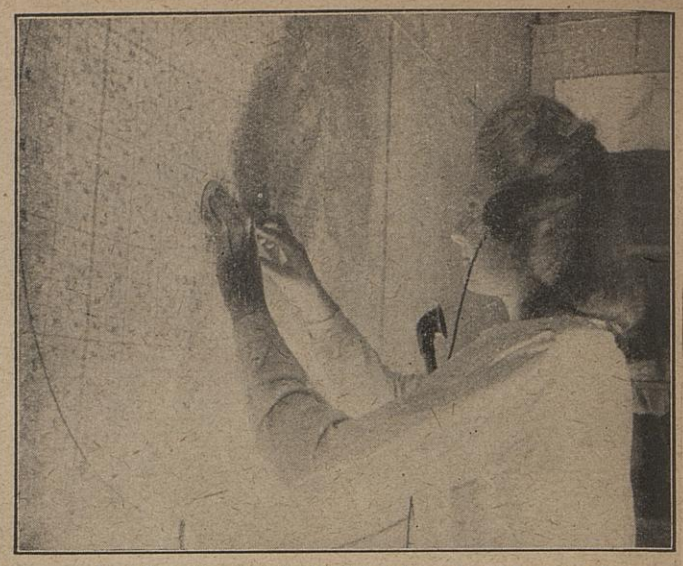
Die letzten Strahlen der Sonne dringen durch den Schatten der Bäume. Brigitte liest vor, Helga blättert die Seiten um, Ursula hört voll innerer Sammlung zu. Es ist sicher ein gutes Buch, das diese jugendfrischen Mädels gemeinschaftlich lesen, und sie wissen, daß man mit einem guten Buch nie allein ist . . .

„Helga, aufstehen! Es ist 24 Uhr."

Helga liegt im tiefen Schlaf ihrer unbeschwerten Jugend. Da muß Brigitte schon ein bißchen nachhelfen, um die fest schlummernde Freundin wach zu bekommen. Aber bald wird Helga mit einem munteren Satz aus ihrem Bett Nr. 3, ganz oben, herunterspringen . . .

Ein Licht leuchtet in der Finsternis.

Es ist zwar nur eine kurze Strecke, die Helga zurücklegen muß, aber in dem dunkeln Wald kommt man schneller mit einer Laterne als Wegweiser voran . . .



„Der Feindverband stößt jetzt nach Süden vor."

Helga, die wie ihre beiden Kameradinnen im Lufteinsatz steht, hat auf der Funkstelle ihre verantwortungsvolle Arbeit aufgenommen. Auf der Lagekarte ermittelt sie Standort und Kurs des gemeldeten Verbandes.

Funkstelle X, belegt mit drei Arbeitsmaiden!

„Da ist die Me 110, mit der wir soeben gesprochen haben", ruft Ursula, denn sie ist gut geschult und immer am schnellsten im Bilde. Von ihrer Funkstelle beobachten die Arbeitsmaiden die vorbeifliegende Maschine, mit der sie vor wenigen Minuten Funkverbindung hatten

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Arnold

Das Vermächtnis des Andreas Hooge

ROMAN EINER EHE von WALTHER VON HOLLANDER

Copr. 1944 Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Romanteils:

Im Mai 1916 hat Andreas Hooge, Professor der Nationalökonomie in Heidelberg, dann in Berlin, mit der Niederschrift eines Tagebuches begonnen. Er ist zu dieser Zeit als Regimentsadjutant dem Oberstleutnant von Specht zugeteilt, dem Kommandeur einer Stellung in Fort Douaumont bei Verdun. Notizen über das Kriegsgeschehen wechseln mit der Geschichte seiner Ehe. Im Sommer 1911 hat Hooge, mit seinem Kompanieführer, dem Hauptmann Störmer, als Leutnant auf Gut Langenhahn in Mecklenburg einquartiert, die Tochter des Besitzers von Langenhahn und Prüß kennengelernt, Edith von Fröhlingen. Ihre Schönheit und ihre Unnahbarkeit, die ihn an Diana, die Göttin der Jagd, denken läßt, haben ihn schon in der ersten Stunde verwirrt. Es kommt zwischen beiden zu einer Liebesszene. Aber Hooge sieht Edith dann erst wieder, als sie sich verloben. Mit einer Freundin, der Berliner Schauspielerin Betty Sellner, besucht sie ihn in Heidelberg. Weihnachten 1911 heiraten sie. Die Hochzeit findet mit dem traditionellen Prunk der Fröhlingens auf Prüß statt. Die Neuvermählten verleben glückliche Tage in Langenhahn. Einmal jedoch sagt Edith zu Andreas Hooge: „Ich werde nicht alt werden."

Sie folgt ihm nach Heidelberg. In Neuenheim beziehen sie eine kleine Villa. Sie geben Gesellschaften. Gern trägt Edith auf Spaziergängen durch die Wälder ihr Jagdkostüm. Zu der Gefolgschaft, die sich um das Ehepaar sammelt, gehören junge Herren wie der Balte Baron Brandt und ein Schlesier, der Sohn des Industriellen Höhne, aber auch ein paar Fräulein wie Anita Steneweek. Sie besuchen ein Faschingsfest, einen Maskenball. Hooge, dem Anita Steneweek ein Stierkämpferkostüm besorgt hat, holt sie ab. Sie bekennt ihm klagend eine unglückliche Liebe. „Ich bin verloren", sagt sie vor sich hin. Bald verliert Hooge sie im Gewühl des Maskenballs. Er sieht eine schöne Erscheinung, die keinen Vergleich zuläßt: es ist Edith.

Das Tagebuch Andreas Hooges liest sein Sohn Dietrich Hooge, im Jahre 1943 Oberleutnant und Regimentsadjutant wie damals in Douaumont der Vater, von der Ostfront beurlaubt. Dietrich Hooge hat, ohne Marga, seine junge Gattin, aus Langenhahn nach Berlin herüberkommen zu lassen, nach dem letzten Willen seines Vaters allein ihn bestattet. Nur der greise Böttcher war noch zugegen, der auf den Wunsch Andreas Hooges sechsundzwanzig Jahre hindurch Ediths Grab dort gepflegt hat. Fast unmittelbar nach Dietrichs Geburt ist Edith gestorben. Dietrich Hooge verbringt, die Aufzeichnungen lesend, in der durch einen Luftangriff beschädigten Wohnung den Rest der Nacht zum 4. September 1943.

Edith hatte das Kostüm der Diana aus dem Louvre an. Ein kurzgeschürztes, faltenreiches, rosa Gewand, das in der Mitte durch einen goldenen Gürtel zusammengehalten wurde und mit einem goldenen Köcher verziert war. Ich gebe jetzt zu, daß sie atemberaubend schön aussah mit ihrem kastanienfarbenen Haar, dessen Locken in einem griechischen Knoten zusammengefaßt waren und natürlich mit dem Dianenmond geschmückt. Aber damals war ich zunächst erschreckt, ja empört. Es war mir unbegreiflich, daß Edith, die sonst so Hochmütige, sich dem verachteten Volk preisgab. Jetzt weiß ich wohl, daß gerade ihr Hochmut es ihr gestattete, ihre Schönheit unter einer Menschenmenge zu zeigen, der sie sehr wohl Vorbild hätte sein können, und daß sie unberührt von allem, eine Göttin, hindurchging. Aber schließlich sind wir doch gegenüber der Schönheit eher zur Begehrlichkeit erzogen als zum verehrenden Anschauen.

Auch jetzt, von fernher gesehen, finde ich, daß ich Grund hatte, ärgerlich zu sein. Was mich verstimmte, war, daß hinter Edith ein ganzer Schwarm von griechisch gekleideten Jünglingen und Mädchen einherraste, unter denen ich die Bröhl sowie die Herren Brandt und Höhne zu erkennen glaubte. Edith hatte ihren Arm bei dieser Jagd um einen Jüngling gelegt, dessen Bewegungen von einer wunderbaren Geschlossenheit und Ebenmäßigkeit waren. Gerade als ich auf die Gruppe zugehen wollte, kam die kleine Steneweek angeflattert, wurde von dem Jüngling mit seinem freien Arm eingefangen und flog mit der wilden Jagd davon. Ich redete mir gut zu, dieses Fest als Fest zu nehmen, als einen heidnischen Karneval, der ja zu allen Zeiten gefeiert wurde und ein um so größeres Recht im Leben der Menschen bekommt, je strenger seine Grundsätze sind. Und ich gestand mir, daß ein großer Teil meines Zornes daher kam, weil ich einfach innerlich und äußerlich kein Talent habe zu einer bacchantischen Gelöstheit und recht eigentlich mehr ein Professor im biederen Sinne bin, als meine sämtlichen Kollegen und Feinde ahnen.

Ich hatte schließlich eine recht hübsche Partnerin gefunden, eine Spanierin, eine Maskenball-Landsmännin mit demselben schwarzen, breitkrempigen Seidenhut wie ich und mit einer hübschen, dunkel lockenden Stimme. Sie verriet mir bald, daß sie die Altistin des Stadttheaters und für die nächste Saison bereits nach Mannheim engagiert sei. Sie tanzte recht gut, plauderte eifrig und etwas wichtigtuerisch und ließ sich zuletzt auf einer Treppe nieder, die von Pärchen dicht besetzt war, deren meiste schon in das Stadium ansteckender Verliebtheit geraten schienen. Weil es sich auf dieser Treppe unter den mit buntem Seidenpapier verkleideten Lampen so gehörte, küßten wir uns, die harten Seidennasen der Larven aneinanderreibend.

Einmal kam der Dianenzug wieder vorbeigerast. Jetzt wurde Edith von Höhne und Brandt im Triumph dahergetragen. Es fiel mir auf, daß sie ihre von der Seide der Maske umgebenen Augen fest geschlossen hielt. Hinterdrein lief der schöne Jüngling, rechts die Bröhl, links die Steneweek mit sich ziehend. Meine Partnerin winkte eifrig, und der schöne Jüngling lachte ein helles, triumphierendes Lachen. Die Sängerin erzählte mir, es sei der erste Tänzer des Stadttheaters, einer der begabtesten Burschen, die man sich denken könne, ein tänzerisches Genie ersten Ranges, der aber durch seine Haltlosigkeit schon viele Abstürze erlebt habe und sicherlich demnächst auch aus dem Ensemble des Theaters hinausgeworfen werden würde, wo er wahre Verheerungen anrichte. „Man kann ihm nicht widerstehen", sagte sie. „Gratuliere", sagte ich hämisch. „Es muß hübsch sein, mit vielen zugleich erobert zu werden."

„Sie können mir auch gratulieren", sagte die Sängerin ernst und eifrig, „denn ich bin ihm tatsächlich entwischt." „Selbst das allgemeinste Unglück, die größte Katastrophe, läßt also noch Ausnahmen zu", stellte ich fest, „oder war es Ihre moralische Stärke?" „Ach was", sagte sie, „er hat mich ganz einfach nicht beachtet." „Also unwiderstehlich", lächelte ich. Sie nickte ernsthaft. „Ich habe auch nicht gewußt, daß es das gibt. Aber er hat eine Art, das Unglaublichste als selbstverständlich hinzustellen." Sie erzählte mir noch geschwätzig allerhand Einzelheiten, was für prachtvolle Frauen dem Tänzer anheimgefallen seien. Aber ich hörte nicht mehr genau zu. Mir war es klar, daß dieser Jüngling das Verhängnis im Leben der kleinen Steneweek war, und ich beschloß, ihn etwas näher kennenzulernen.

Die Stunde der Demaskierung war gekommen. Die Sängerin enthüllte ein ebenmäßiges, angenehmes Gesicht mit etwas flacher Stirn und Augen, die scheinbar gerne in Bewunderung aufsahen. Sie lächelte mich bewundernd an und sagte: „Ach, der berühmte Professor Hooge, der reich ist und deshalb nicht reich sein möchte." Ich war, wie immer, wenn dieses populäre Mißverständnis auftauchte, ein bißchen gekränkt, aber ich wollte es mir nicht merken lassen und tanzte darum mit meiner Partnerin durch die Säle, auf der Suche nach Diana.

In der Ecke eines kleinen, fast dunklen Saales fand ich die Clique. Eine kleine Sonderkapelle, die in diesem Raum spielte, war von ihnen augenscheinlich gekauft worden und spielte pausenlos. Die Paare wirbelten durcheinander nach kleinen, scharfen Befehlen des Tänzers. Der Tänzer trug seine Larve jetzt um den Hals, so daß sie bei den wilden Tänzen sich hob und senkte und zuweilen das schwarze Halbgesicht in Höhe seines Gesichtes mitschwebte. Meine Begleiterin, die das Ganze als ein Schauspiel genoß, flüsterte: „Ist er nicht herrlich schön?" Ich mußte das zugeben. Ich habe selten einen schöneren Menschen gesehen: wundervolle, strahlende blaue Augen, ein ebenmäßiges, längliches Gesicht, Haare, die wie Gold glänzten und ganz wenig gelockt wie ein Zierhelm den Kopf bedeckten, sehr volle Lippen, die entschieden ein wenig angemalt waren, und dahinter sehr weiße, ebenmäßige Zähne. Dazu kam eine ungewöhnliche Beherrschung des Körpers, nein, eine Schwerelosigkeit, wie sie andere Menschen nur im Traum haben. Er tanzte so schwebend, so völlig von der Musik getragen, wie es uns an die Erde Gefesselten nur im Traume gelingt.

Aber das Letzte ist schon keine Schilderung meines Eindrucks mehr, es waren die Worte, mit denen mich Edith begrüßte. Einen Augenblick tanzte sie aus dem Kreis; umarmte mich und sagte strahlend: „Tanzt er nicht herrlich? Man schwebt wie im Traum. Ich habe überhaupt nicht gewußt, was Tanzen ist."

„Und jetzt weißt du es?" fragte ich sachlich. Sie blickte mich unwillig an. Sie wollte nicht aus ihrem Traum erwachen. Darum sagte sie heftig: „Ja . . . jetzt weiß ich es und will es auch nicht vergessen." Damit war sie wieder zwischen den Tanzenden untergetaucht, drehte sich einen Augenblick mit dem jungen Höhne, um dann auf ein neues Kommando des Tänzers in seinen Arm zu fliegen und dort, in ein starres Lächeln gehüllt, weiterzutanzen. Die Sängerin des Stadttheaters flüsterte: „Zum erstenmal hat er eine richtige Partnerin. Die müßten zusammenbleiben." Ich antwortete: „Das wird sich schwer machen lassen. Diana ist nämlich meine Frau." „Ach", sagte sie, „aber ich habe euch noch nie zusammengesehen." „Trotzdem", sagte ich und schlenderte mit ihr weiter. Hinter uns die Musik wurde immer heftiger, immer schärfer. Als ich mich noch einmal umblickte, tanzte Edith noch mit dem Tänzer. Ich sah auch noch das kleine Rundgesicht der Steneweek, das einem bleichen Tagesmond glich.

Meine Begleiterin war sehr enttäuscht, als ich ihr sagte, ich würde gehen. Ich sehe mich noch in der leeren Garderobe stehen, den Stierkämpferhut in der Hand, gefaßt und höflich mit der Sängerin redend, die mich gerne — so nehme ich an — getröstet hätte. Aber ich war gar nicht verzweifelt, sondern nur leer.

Zu Hause setzte ich mich in meinem Kostüm eiligst an den Schreibtisch. Ich war frisch und ausgeschlafen oder überwach wie selten und begann ein neues Kapitel meines Buches in dem Gefühl, daß es nötig sei, ein neues Leben anzufangen. Das müßte um so leichter gehen, je früher und je vollständiger ich mich gleich umstellte.

Ich muß sehr vertieft gearbeitet haben. Denn ich habe nicht gehört, wie Edith mit dem Auto nach Hause kam und es in die Garage fuhr. Plötzlich stand sie vor meinem Schreibtisch, den langen Pelz fröstelnd zusammengehalten, das Gesicht unnatürlich blaß vor Erregung, brillantblaß kann man sagen, kalt leuchtend nämlich.

„Du arbeitest?" fragte sie schüchtern. Ich nickte, erhob mich, schob ihr einen Sessel hin und wollte ihr aus dem Pelz helfen. Aber sie fror. Ich merkte jetzt auch, daß die Heizung längst ausgegangen sein mußte, und daß es kühl war. „Du bist mir böse", sagte Edith. Ich schüttelte den Kopf. „Aber du hättest ein Recht dazu." „Rechte nützen uns nichts", antwortete ich bitter.

Sie sagte, indem sie sich leise seufzend in den Sessel niedersetzte: „Nun weiß ich wenigstens, was ein Rausch ist." Ich wandte ihr meinen Stuhl zu. „War es vielleicht Fusel? Schade!" Sie sagte gespannt: „Du hast dich in deine Arbeit geflüchtet?" Ich antwortete: „Es ist keine Flucht. Da bin ich wenigstens zu Hause." Sie nahm das lächelnd auf: „Und bei mir bist du eben nicht zu Hause. Armer Hooge."

Eine Weile sagten wir nichts. Draußen begann es zu regnen. Die Regenrinne plätscherte und gluckerte. Sie sagte: „Ich habe mich vorhin gefragt, ob ich vielleicht einmal diesen Weg hätte gehen können. Aber nun weiß ich ja, warum es nichts wurde." Ich antwortete nichts. Und nun erzählte sie kurz, was geschehen war. Sie hatten noch — eine ganze Horde, dreißig oder vierzig Leute — vom Fest aus das Haus des Kaufmanns Strackerjahn besucht, eines reichen Gecken, der als exzentrischer Junggeselle auf der halben Höhe zur Molkenkur eine Villa hatte. Ediths Clique war geschlossen mitgegangen und hatte weitergetanzt. Der Tänzer hatte schließlich einen Walzer ganz allein auf einem Gartentischchen getanzt, das auf einen anderen Tisch gestellt war, eine akrobatische Meisterleistung. Dann war eine Eifersuchtsszene ausgebrochen. „Die Steneweek ist nämlich wie rasend verliebt in ihn", sagte Edith, „aber er mochte sie nicht. Sie klammerte sich an ihn, und er schrie ihr zu, wenn sie noch etwas für ihn tun wolle, so solle auch sie auf dem Tischchen einen Walzer tanzen. Aber nackt." Edith hatte versucht, die Katastrophe zu verhindern, indes schon hatte die Steneweek sich auf den Tisch geschwungen, sich das Kleid heruntergerissen, und nun tanzte sie. Eigentlich schön anzusehen, berichtete Edith. Danach freilich war sie halb ohnmächtig vom Tisch gesunken, hatte sich ihren Pelz angezogen und war verschwunden. Edith hatte den Geschmack an dem Bacchanal jählings verloren und war trotz aller Bitten des Tänzers gegangen. Sie sah nun, daß er zwar schmale Hände hatte, aber sehr blasse und unbelebte, die mehr einem Tier anzugehören schienen als einem Menschen.

„Das ist nun überstanden", schloß Edith und schob sich in dem Stuhl zurück. Ich sagte: „Die Steneweek ist tot." Edith hob ihr Gesicht und sah mich erschrocken an. Dann sagte sie: „Das ist nicht unmöglich. Ich wäre nie zurückgekommen. Es gibt eben Dinge, mit denen löscht man sich aus."

„Ich gehe jetzt die Steneweek suchen", sagte ich. Edith zuckte die Achseln. „Man kann sie doch nicht einfach sterben lassen", rief ich gereizt. „So schnell geht das nicht", sagte Edith sehr sicher. Ich lief in die Garage. Ich dachte, Edith würde mir folgen und mitfahren. Aber sie rührte sich nicht. Ich fuhr mit dem Auto schnell zur Schiffgasse hinunter. Viele betrunkene Masken begegneten mir. Ein paarmal hätte ich fast die Betrunkenen überfahren.

Die Steneweek war nicht in ihrer Wohnung. Ihre Wirtin wußte die Adresse des Tänzers. Er wohnte in einem Gartenhaus oberhalb der Stadt, in einem kleinen Weingarten. Ich fuhr auf halsbrecherischen Wegen hinaus, fand das Häuschen. Entzückend müßte es sein, dachte ich, allein in einem solchen Idyll zu hausen. Die Haustür war nicht verschlossen, in der Garderobe hingen zwei Damenmäntel, aus dem Atelier schimmerte Licht.

Ich klopfte, und da niemand antwortete, trat ich ein. Es war ein kahler Raum, ausgelegt mit einem dicken, silbergrauen Velours, ein paar Tanzmasken an den Wänden. In einer Ecke gab es ein Lager bunter Teppiche, und auf diesem Lager lag, die Arme zu beiden Seiten ausgestreckt, eine bunte Decke über den Knien, in festem, heiterem Schlaf der Tänzer. Sehr leicht und rhythmisch bewegte sich seine Brust in einem schönen, fast tänzerischen Atem. Auf jedem seiner Arme aber lag, ein wenig katzenhaft zusammengerollt, eine junge Frau. Die eine war schwarzhaarig, die andere weißblond. Keine von ihnen war die Steneweek. Zuerst wollte ich den Tänzer wecken. Aber es hatte keinen Zweck. Wahrscheinlich hätte es ihm keinen großen Eindruck gemacht, wenn ich gesagt hätte, wie gefährdet sie war.

So schloß ich die Tür und ging wieder.

Drei Tage später fand man die Steneweek in den Hochwassern des Neckars. Sie hatte alle Schmerzen der Welt überstanden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schon wieder ist ein Tag vorübergehuscht, ein herrlicher Julitag, sehr heiß. Der einzige Schatten, den es in den Gräben gibt, wird von den spanischen Reitern geworfen, Schatten wie vom Spitzentuch alter Damen. Oder man muß zwischen die Lehmwände tauchen und sich auf die Sohle des Grabens setzen. Zweybrot staunte über die pulverisierten Reste des Dorfes Douaumont. Unsere Soldaten hatten zwei mürbe Ziegel genommen und dazwischen ein Schild gestellt: Dorf Douaumont. Sonst ist nichts mehr zu sehen. Die Splitterstämme des Waldes glänzten seidig in der Sonne. Mühselig haben sie noch ein paar Blätter getrieben, um doch ein wenig von der Lebenskraft zu verbrauchen, die in den Wurzeln mit der gleichen Kraft pulsiert, wenn auch Kronen und Aeste abgesetzt sind. Es war oben mittagsstill. Die Soldaten schnarchten in der Sonne. Die wenigen Posten blinzelten gelangweilt in das sonnenflirrende Niemandsland, in die Drahtfelder, die, eine rostige Ernte, aus dem fetten Boden sproßten, in die Hälmchen, die verbrannt zwischen den Drähten wucherten.

Wir machten einen Besuch bei allen Kompanieführern. Zurpahlen bewirtete uns mit einem Armagnac, den er am Tage zuvor einem „Kollegen von der anderen Côté", einem kanadischen Leutnant, abgenommen hat. Den Kanadier hatte er, ohne einen Schuß abzugeben, einfach aus dem Graben geholt und mit Hilfe zweier baumstarker Kerle aus der Kompanie herübergeschleppt.

Wir saßen eine Viertelstunde in der Sonne auf einer Bank vor dem Kompanieführerunterstand. Zurpahlen blickte auf die Uhr und wies hinunter. „Nur für fünf Minuten", sagte er einladend. „Um zwölf Uhr zwanzig kommt die Eisensuppe von drüben." Kaum saßen wir unten, als schon der feindliche Segen prasselnd in den Graben schlug.

Abends war der Oberstleutnant heiterer als sonst. Er erzählte ein wenig von seiner Jugend, die er als Sohn eines Gesandten zumeist im Ausland verbracht hatte. Wir verstanden uns darin sehr gut. Ich als Kapellmeisterkind habe ja auch keine richtige Heimat, bin zufällig in Nürnberg geboren, habe in Mannheim, Frankfurt und München meine Jugend verbracht. Aber der Abstammung nach gehöre ich in die norddeutsche Tiefebene und habe am ehesten auf Langenhahn eine Heimat gefunden. Ich griff den Oberstleutnant ein wenig an, weil er sich nun so behaglich erinnere, nachdem er mir die Erinnerungen eigentlich fast verboten hätte, denn ich sähe wohl, daß ihn mein Schreiben langsam nervös mache. „Besser als Skatspielen ist es ja jedenfalls", lächelte der Oberstleutnant.

XI.

Die Katastrophe mit der Steneweek wurde zwischen Edith und mir nicht wieder erwähnt, nachdem wir gemeinsam an der Beerdigung teilgenommen hatten. Das war eine recht merkwürdige Beerdigung, ohne Geistlichen natürlich. Die jungen Leute von jenem Fest waren alle dabei, auch der Tänzer fehlte nicht. Aber in schwarzem Mantel und steifem Hut, würdig hinter dem Sarg einherschreitend, wirkte er lächerlich. Edith sagte nachher: „Bei Tage sind die meisten Sünden grau. Oder gibt es auch erfreuliche Sünden, deren man sich mit Genugtuung entsinnt?" Ich antwortete nicht gleich. Sie drängte: Die Männer erinnern sich doch immer wieder mit Vergnügen ihrer Jugendtorheiten." „Und du?" fragte ich ausweichend. Sie beendete das Gespräch, oder vielmehr sie unterbrach es, indem sie einfach wegging.

Wir lebten damals recht gut miteinander. Wir hatten häufig Menschen bei uns, die meinetwegen extra nach Heidelberg gekommen waren, Menschen aus allen Ländern und allen Klassen. Zum erstenmal kam auch mein Freund Doktor Glönne zu uns. Er war Privatdozent in Gießen und schlug sich mit einer ungeheuren Energie durch. Als Sohn eines Eisendrehers hatte er sich aus eigener Kraft das Studium verdient, teils durch Journalistik, teils als Kaffeehausmusiker. Er spielte nämlich außerordentlich schön Klavier, ohne eine einzige Note zu kennen. Sein Aussehen war auf den ersten Blick etwas sonderbar. Auf einem riesigen Körper — er ist so groß wie ich, nur hat er die dazugehörige Breite — saß ein etwas zu kleiner Kopf mit einer niedrigen Stirn, schwarzen, buschigen Augenbrauen und einem unsinnig dichten Haarwuchs, der, da er das Haar immer sehr kurz trug, den Kopf wie ein Pelz überzog. Edith mied sonst meine wissenschaftlichen Besuche. Aber wenn Glönne da war, saß sie immer mit uns, zusammengekauert in dem großen Ledersessel, über dessen Lehne sie dann, weil sie die Kälte des Leders haßte, ein weißseidenes Tuch breitete. Glönne war sehr verliebt in sie und teilte mir und ihr das mitten in unseren theoretischen Ueberlegungen immer wieder, teils schüchtern, teils feurig, mit, und Edith ließ sich die Huldigungen lächelnd gefallen. Glönne kam sogar mit nach Langenhahn, als wir im ersten Sommer hingingen, und er war es, der es mir zum erstenmal klarmachte, daß Edith in der Stadt mehr oder weniger wie eine Gefangene oder Verbannte lebte. Ja — sie gehörte aufs Land, aber natürlich nur als die Herrin eines großen Gutes. Das ist ihre natürliche Lebensform, die ihr so gut sitzt wie der Reitanzug, den sie sich zum Entsetzen ihres Papas und als erste Frau ihrer Umgebung machen ließ.

Glönne war vierzehn Tage da. Aber es zeigte sich, daß er weder mit der Landschaft noch mit dem Landleben etwas anfangen konnte, und eines Morgens war er ohne Abschied verschwunden. Er schrieb uns einen langen, entschuldigenden Brief. Er brauche seine Bude, seine Bücher, seine Enge, gegen die er ankämpfen könne, und außerdem sei es ihm unmöglich, so lange mit einem vollkommenen Wesen oder, wie er es noch poetischer ausdrückte, mit der vollkommensten Blüte einer dahinwelkenden Kultur zusammenzuleben. Er würde erst wieder zu uns kommen, wenn er diese verrückte Verliebtheit überwunden hätte, die ihm sehr lästig sei und uns schließlich lästig fallen müsse. „Schade", sagte Edith, als sie den Brief gelesen hatte. „Aber es hilft ja nichts. Oder muß man alle Wünsche erfüllen, die man erweckt?" „Ich glaube", antwortete ich, „dann bliebe nicht viel von uns übrig. Oder wenigstens von dir!" „Ja, das ist es wohl", sagte Edith.

Im übrigen lebten wir ein angenehmes Sommerleben. Edith war mit der Landwirtschaft beschäftigt, und ich arbeitete viel. Abends fuhren wir oft nach Prüß hinüber, wo fast immer ziemlich viel Gäste waren, oder die Prüßer kamen zu uns, vor allem mein Schwager Werner von Fröhlingen, der gerade dabei war, seinen Abschied aus dem diplomatischen Dienst zu nehmen, nachdem er fünf Jahre lang an den Gesandtschaften in Rom und Petersburg gearbeitet hatte. Er sah damals, 1912, den kommenden Krieg klar voraus, und auf seine Initiative sind Langenhahn und Prüß schon damals auf Krieg vorbereitet worden. Werner von Fröhlingen kaufte Maschinen und stellte sie unbenutzt in die Scheunen, was allgemein für spleenig gehalten wurde, aber sich nun als das Richtige herausgestellt hat. Werner war seiner Schwester zärtlich zugetan, und in seiner Gegenwart, von seinen ewigen Neckereien angestachelt, war Edith oft von einer kindlichen Fröhlichkeit, die ganz und gar von ihrer Heidelberger Zeit abstach.

Mir schien es damals, daß unsere Ehe schön werden könnte. Freilich: ich war mit meinem Beruf an die Stadt gebunden. Aber in den langen Ferien — ein Drittel des Jahres war ich ja ganz frei — konnten wir immer in Langenhahn leben, und wenn es notwendig gewesen wäre, hätte ich einmal ein Jahr Arbeitsurlaub nehmen können. Das alles schlug ich ihr vor. Denn ich wollte etwas ganz Bestimmtes von ihr. Ich wollte, daß wir jetzt Kinder hätten. Wenn ich zu ihr davon spreche, weicht sie aus, und es ist etwas da, das mich zwingt, dies ernst zu nehmen, eine Bedrohung, die ich nicht verstehe, die zu erklären auch Edith nie vermochte, und der ich mich doch nicht entziehen konnte.

Einmal — es war schon gegen den Herbst — gingen wir, um die Hirsche schreien zu hören. Es war eine Vollmondnacht. Etwas nellig. Die Bäume verfärbten sich schon. Die angenehme Kühle trieb über die Wiesen, aber in den Gebüschen des Waldes hatte sich noch Wärme gehalten. Edith stand an einen Baum gelehnt und starrte in den Mond und horchte auf das Schreien der Hirsche, die nacheinander riefen, um sich zum Kampfe herauszufordern.

Plötzlich sagte sie: „Begreifst du denn nicht, daß man allein bleiben möchte?" Ich sagte lächelnd: „Ich kann ja gehen und nie wiederkommen." Sie schüttelte den Kopf: „Das meine ich nicht. Aber es kann doch sein, daß man allein bleiben muß, daß es das Schicksal so will. Meine Mutter ist jung gestorben. Auch ich werde nicht alt werden." Sie wandte sich zu mir. Sie legte beide Arme um meinen Hals und sagte zärtlich: „Und doch bin ich manchmal ganz glücklich. Genügt das nicht, kann man denn mehr haben?"

So hatte ich sie noch nie gesehen. Ich war überrascht und habe viel darüber nachgedacht. Aber sie wollte das Gespräch nicht fortsetzen. Das ist ja überhaupt ihre Art. Mit Worten kämpft sie nicht. Wenn sie etwas sagt, so hat sie den Kampf bereits ausgefochten und teilt das Ergebnis mit. An ihren Kämpfen, die sie hat, habe ich nie teilgenommen, ja, ich habe sie meist nicht gesehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sind hier auf dem Douaumont ziemlich am Ende unserer Kräfte. Drei Tage lang lag das Trommelfeuer vorn auf der Stellung. Dann griff der Gegner endlich in der Morgendämmerung an. Die Feuerwalze, die nach hinten rollte, erfaßte mich gerade, als ich einen Befehl durchbringen mußte. Zehn Minuten lang lag ich im Schlammgrunde eines großen Trichters, fest in den Boden gekrallt, der sich bäumte, der zitterte, der sich in Fontänen erhob und mit Steinen, Aesten, Splittern und Dreck sich über mich warf. Als ich mich erhob — von vorn hörte man schon das Tacken der Maschinengewehre, die hellen Explosionen der Handgranaten und das Zischen der Flammenwerfer —, taumelte ich mehr nach vorn, als daß ich lief. Ich kam gerade noch zurecht, um die auseinandergesprengte Kompanie Zurpahlens zusammenzufassen und zum Gegenstoß anzusetzen. Nach knapp fünf Minuten hatten wir wieder die vordere Linie in unserem Besitz.

Ich fand Zurpahlen an der Brüstung des Grabens stehen, fest zwischen zwei Sandkörbe gestemmt, den Stahlhelm ein wenig ins Gesicht gerutscht. Ich klopfte ihm auf die Schulter. Er rührte sich nicht. Ich hob den Stahlhelm ein wenig. Zurpahlen war tot. Seine Augen, die im Lachen immer aufblinkten wie Lichter von Wild, waren trübe. Ein winziger Splitter war ihm in die Schläfe gefahren. Drei, vier Tropfen Blut auf der Wange, sonst nichts. Ich beneidete ihn herzlich. Denn der Tod ist nicht schlimm. Schlimm ist nur die Ungewißheit, wie er uns erreicht.

Statt der Ablösung bekamen wir Ersatz: sechs Offiziere und zweihundert Mann. Oberstleutnant von Specht und ich empfingen sie. Und nun haben sich die Neuen schon einigermaßen eingewöhnt.

XII.

Heute nacht träumte ich, ich hätte plötzlich Urlaub bekommen. Kein sehr unwahrscheinlicher Traum übrigens, denn sobald die Urlaubssperre aufgehoben wird, bin ich dran. Jedenfalls bekam ich einen Schreck. Durchaus keinen freudigen. Ich sagte zu Edith: „Entschuldige bitte, ich kam ein bißchen zu früh. Ich bin nämlich noch nicht so weit." Sie antwortete lachend: „Du wirst nie so weit sein." Als ich aufwachte, mußte auch ich lachen. Vielleicht sind alle diese persönlichen Sorgen und Kümmernisse ein reiner Unsinn. Das kann durchaus sein. Aber was mich wundert, ist, daß ich auch im Angesicht des Todes, der doch jeden Tag über mich kommen kann, mich immer noch mit aller Heftigkeit um Edith bemühe, als würde ich ewig leben. Und wie schnell vergeht das Leben, selbst wenn man geruhsam altert!

Der innere Kampf zwischen Edith und mir geht natürlich auch darum, wer den anderen in sein Leben hineinziehen kann. Ich hätte es gar nicht gern gehabt, wenn sie sich, ihre Umwelt aufgegeben hätte. Aber es ist, scheint es, ein unauslöschlicher männlicher Wunsch, daß man Widerstand findet. Und lächerlich männlich ist es, daß man sich den Widerstand wünscht und zugleich wünscht, er möchte nicht zu hart sein. Daß man den ewigen Kampf haben möchte und dennoch den Sieg davontragen, der wohl der Sinn, aber auch das Ende des Kampfes ist. So will ich denn wieder Mut schöpfen, indem ich mir hiermit feierlich bestätige, daß Kampf das Wesen einer guten Ehe ausmacht.

Ende Oktober packte ich meine Koffer heimlich und reiste innerhalb einer Stunde ab. Das hatte seinen Grund im Auftauchen des Architekten Tombrandt. Tombrandt war von Werner von Fröhlingen, meinem Schwager, nach Prüß eingeladen. Er sollte dort einige Umbauten machen. Werner kannte ihn aus seiner Petersburger Zeit. Tombrandt stammt von einem deutschbaltischen Vater und einer russischen Mutter, die ihrerseits französisches Blut hatte. Aeußerlich ist er Balte, im Wesen hat er russische Züge, so den Hang zu Exzessen und Tanz, und in seinen Bauten ist er beste französische Schule, handwerklich hervorragend begabt, geschmacklich mir ein bißchen zu weich und zu verspielt.

Tombrandt kam eines Abends mit meinem Schwager zusammen angeritten und blieb die Nacht über und weitere drei Tage, nachdem er sich Sachen nach Langenhahn hatte nachkommen lassen. Tombrandt ist einer der amüsantesten Menschen, die es gibt. Wie alle Melancholiker, ist er clownmäßig sehr begabt. Er kann viele berühmte Schauspieler parodieren. Sein Glanzstück ist: Matkowsky in Versen von Shakespeare bis Wildenbruch. Er trifft den Schauspieler und die ganze Tonart der Dichtung genau. Edith, die in früheren Wintern mit ihrem Papa ein Abonnement im Königlichen Schauspielhaus abgesessen hat und Matkowsky hundertmal sah, lachte unbändig. Tombrandt kann aber auch eine ganze Kapelle imitieren mit einer Gießkanne, einem Kamm, einem Flügel, auf dessen Saiten er Schlüsselketten legt. Er spielt sehr gut Cello, er verfaßt Gedichte, die ich schlecht finde, aber die literarischen Zeitschriften schlagen sich drum. Und als Architekt hat er sehr viel zu tun. Seine Frau war übrigens mit in Prüß, aber man bekam sie nie zu sehen. Meist hatte sie Migräne.

Der Streit um ihn kam ganz plötzlich. Drei Tage lang war ich wenigstens so begeistert wie Edith, stritt mich hauptsächlich in Kunstfragen mit Tombrandt, spielte mit ihm Tennis, wobei er mich haushoch schlug. Außerdem machte er Entwürfe für den Umbau von Langenhahn. Edith lehnte sie zu meiner Genugtuung ab. Er solle, sagte sie, sich überhaupt weniger mit Bauten als mit dem Leben selbst beschäftigen, und im Leben müsse er sich die ewig verliebten Augen abgewöhnen, diese Fliegenleimblicke, an denen sicher manche flatterhaften Mädchen hängenblieben, aber doch nicht die Menschen, denen er, Tombrandt, gewachsen sei.

(6. Fortsetzung folgt.)

Das Wunder der Instinkte

Von Prof. Dr. H. Wohlbold

Unter den zahllosen Rätseln des Naturlebens ist der Instinkt das Rätsel des Tieres überhaupt. Denn wie der Mensch durch seinen Verstand, so wird das Tier durch seine Instinkte gelenkt und geleitet. Wenn ein Tier immer erst überlegen sollte, wie es sich in jedem Fall zu verhalten hat, würde es dem einfachsten Problem, das ein Kind spielend löst, ratlos und hilflos gegenüberstehen. Es kann nicht denken. Vom menschlichen Standpunkt aus gesehen, ist es immer „dumm". Aber man darf Tiere nicht mit menschlichen Maßstäben messen. Wo immer das geschieht, werden sie falsch beurteilt. Sie sind nicht primitiver als wir, sie sind auch nicht Zerrbilder unseres eigenen Wesens, sondern sie sind ganz anders als die Menschen. Sie lassen sich nicht von Ueberlegungen leiten, sondern nur von ihren Trieben. Aber was sie treibt, das kommt nicht aus ihnen selbst, in ihnen wirkt die Weisheit der Natur. Deshalb grenzen ihre Instinkthandlungen oft an das Wunderbare.

Instinkte kommen auf allen Stufen des tierischen Lebens vor, sie sind aber bei den Insekten am höchsten und vollkommensten ausgebildet. Man hat daher die Insekten die „Klassiker" des Instinktes genannt. Es ist wesentlich für Instinkthandlungen, daß sie „unbewußt zweckmäßig" sind im Gegensatz zu den „bewußt" zweckmäßigen menschlichen Handlungen. Das heißt, daß ein Tier zweckmäßig handelt, daß es aber den Zweck seiner Handlung selbst nicht kennt. Es steht auf der Bewußtseinsstufe eines Somnambulen. Schlafwandelnd kann dieser komplizierte Handlungen vollziehen, und wenn er schließlich erwacht, so ist er maßlos erstaunt über das, was er getan hat. So ist es auch beim Tier — nur fehlt hier das Erstaunen, denn es kann aus dem somnambulen Zustand nicht erwachen. Es bleibt ihm dauernd verhaftet.

Der Antrieb zu einer Instinkthandlung geht nicht von dem einzelnen Tier selbst aus. Sie ist artbedingt. In der Unbewußtheit des Instinktiven liegt sein Unterschied von dem Verstand und vom Denkvermögen. Es hat mit Denken nichts zu tun und ist etwas grundsätzlich davon Verschiedenes. Man hat früher versucht, Instinkte als vererbte Denkgewohnheiten zu erklären. Nach dieser Auffassung sollen die Tiere ursprünglich instinktlos gewesen sein und sich nur dem Zufall überlassen haben. Schmetterlinge hätten also ihre Eier zuerst nicht auf die Nährpflanze der Raupen gelegt, sondern irgendwohin, wie es gerade der Zufall wollte. Die Schlupfwespen legten das Ei nicht in den Körper eines anderen Insektes, dessen Eingeweide dann der Larve zur Nahrung dienen sollten, sie bohrten den Legestachel in die verschiedensten ungeeigneten Objekte. Der größte Teil der Brut ging zugrunde.

Aber unter den zahllosen Fehlgriffen waren doch auch einige Zufallstreffer. Ganz allmählich lernten dann die Tiere, wie sie es richtig zu machen hatten. So wie der einzelne Mensch im Laufe seines persönlichen Lebens durch Erfahrung klug wird, wurde nicht das Tier als Einzelwesen, aber die Tierart in vielen hunderttausend Jahren gescheiter. Das Tier erbt, so meinte man, nicht nur die Gehirnstruktur, sondern auch mit dieser die Denkgewohnheiten, die sich aus dieser ergeben. Die Gedanken laufen auf vererbten Geleisen. Ein Tier kann also nicht so denken, wie es selbst will, sondern nur so, wie das seiner Artzugehörigkeit entspricht. Gegen diese Theorien lassen sich gewichtige Einwände geltend machen. Man kann sich natürlich nicht vorstellen, wie Zufallstreffer zu Denkgewohnheiten werden sollen und außerdem ist die Entstehung komplizierter Instinkte aus einzelnen Bruchstücken gar nicht möglich. Der Instinkt erfüllt seinen Zweck nur so, wie er ist, als ein Ganzes. Instinktandeutungen schaden dem Tier eher, als daß sie ihm nützen würden. Andererseits aber können Instinkte schon aus dem Grund nicht vererbte Denkgewohnheiten sein, weil sie gar nicht vom Denkorgan, vom Gehirn aus, gesteuert werden. Das geht schon daraus hervor, daß gerade Tiere mit gering entwickeltem Gehirn die vollkommensten Instinkte haben. Sucht man nach dem Ursprung der Instinkte, so muß man diesen ganz woanders suchen — nicht im Gehirn, sondern in der gesamten Organisation und in den Organfunktionen.

Instinkt und Organisation

Instinkte sind eben so gut vererbte Arteigenschaften, wie der Körperbau, die Gestalt und die Funktion der Organe. Und eben so unbewußt zweckmäßig wie sie sind die Lebensvorgänge, wie die Ernährung und die Fortpflanzung. Das Tier weiß nicht, wie sein Stoffwechsel verläuft, was der Magen oder die Leber bei der Verdauung zu tun hat, es ist nicht mit seinem Bewußtsein dabei, wenn sich im mütterlichen Körper die Brut aus den ersten, einfachsten Anlagen bildet. Es ist bei alledem nicht mit seinem Bewußtsein dabei — ebensowenig wie bei seinen Instinkthandlungen. Diese aber sind mit der ganzen Organisation und mit dem Lebensgeschehen so eng verbunden, das sich oft gar nicht sagen läßt, wo ein physiologischer Vorgang aufhört und wo der Instinkt eingreift. Instinkte wachsen geradezu aus der Organisation heraus.

Goethe sagt einmal sehr schön und treffend, das Tier werde durch seine Organe belehrt. Das heißt, daß der Körperbau die Instinkte bestimmt, ja sie geradezu erzwingt. Man braucht nur daran zu denken, daß die Art der Ernährung immer von dem Bau der Mundwerkzeuge und der Verdauungsorgane abhängt. Ein Schmetterling lebt nur von den Säften, die er aus den Blüten saugt. Mit seinem Rüssel könnte er keine andere Nahrung aufnehmen. Der Maikäfer dagegen hat starke Kieferzangen. Er kann mit ihnen Blätter zerbeißen und diese bilden seine Nahrung. Die Vögel bauen Nester und Füchse graben eine Höhle, in der sie wohnen. Ein Pferd könnte weder den einen noch den anderen Instinkt entwickeln, seine ganze Organisation erlaubt ihm das nicht. Der wunderbare Instinkt der Arbeitsbienen, der sie veranlaßt, Blütenstaub in den Stock zu tragen, wäre zwecklos, wenn die Arbeiterinnen nicht Hinterbeine hätten, die so gebaut sind, daß sie den Pollen im „Körbchen" sammeln können, nachdem sie ihn mit der „Bürste" vom Körper heruntergebürstet haben. Den Drohnen und der Königin würde dieser Instinkt nichts nützen, da ihnen die entsprechenden Einrichtungen fehlen. Sie könnten auch keinen Honig in den Stock tragen, denn sie haben keinen Honigmagen, der den Blütennektar aufnehmen und ihn in Honig umwandeln kann. Wenn sich die Organisation ändert, so treten auch andere Instinkte in Tätigkeit. Eine Raupe muß andere Instinkte haben als ein Schmetterling, ein Engerling andere als der Käfer. Es gibt Instinkte, die nur kurze Zeit wirksam sind, wenn das Tier sie eben gerade braucht, und dann verschwinden sie wieder. Die Großfußhühner in der Südsee brüten ihre Eier nicht selbst aus. Sie vergraben sie in Haufen von Laub, das sie zusammenscharren. Es gerät in Gärung und die Wärme, die dabei entsteht, bebrütet die Eier. Schlüpft das Junge aus, so muß es sich aus dem Laubhaufen möglichst schnell herauswühlen, sonst würde es ersticken. Das ist ein Instinkt des Jungvogels. Er wirkt nur ein einziges Mal. Gräbt man den Vogel dann noch einmal in das Laub ein, so erstickt er darinnen. Er kann sich nicht ein zweites Mal befreien.

Manchmal bilden sich Organe nur deshalb, weil sie zur Ausführung einer bestimmten Instinkthandlung notwendig sind. Ist diese vollzogen, so verschwinden sie wieder. Die Ameisenweibchen brauchen ihre Flügel nur zum sogenannten „Hochzeitsflug". Ist dieser vorüber und die Weibchen sind befruchtet, so werfen sie die Flügel ab. Die Flugmuskeln, die sie bewegt haben, lösen sich auf. Der Stoff, aus dem sie bestehen, muß nun in den Dienst eines anderen Instinktes gestellt werden. Die Eiweißstoffe und das Fett gehen in den Kreislauf der Stoffe im Körper über und sammeln sich in den Speicheldrüsen des Weibchens. Mit dem Speichel zusammen werden sie ausgeschieden und zur Ernährung der Brut verwendet.

Tiere als Baukünstler

Das Leben eines jeden Tieres ist ein ununterbrochener Kampf gegen den Hunger und gegen Gefahren aller Art, die es von allen Seiten bedrohen — gegen Feinde ebenso wie gegen Unbilden der Witterung, gegen Hitze und Kälte, Nässe und Dürre, Sturm und Regen. Die Natur selbst hat den Tierkörper so gestaltet, daß er den Gefahren bis zu einem gewissen Grade Widerstand leisten kann. Sie läßt ihm Zähne und Krallen wachsen, mit denen sich das Tier gegen seine Feinde verteidigen kann, sie gibt ihm scharfe Sinne, und sie umkleidet es mit schützenden Hüllen. Außerdem sucht sich das Tier selbst Verstecke und Zufluchtsorte, zunächst solche, die ihm der Zufall gerade bietet. Es verkriecht sich in Erdlöcher oder in Felsenspalten, in einen hohlen Baum oder unter das Moos des Waldbodens. Es gibt ja in dieser Beziehung unendlich viele Möglichkeiten. Aber schon auf einer niederen Stufe verlassen sich die Tiere nicht nur auf den Zufall, sie bauen sich selbst Schlupfwinkel und Verstecke — entweder nur zu vorübergehendem Aufenthalt oder als eine Wohnung für Lebenszeit. Sie werden, wie man zu sagen pflegt, zu „Baukünstlern" und leisten in dieser Hinsicht oft Erstaunliches. Die Bauten der Tiere sind unendlich verschieden und mannigfaltig. Es ergeben sich aber bei näherem Zusehen eigenartige Zusammenhänge zwischen ihnen und der Organisation. Es steht ja auch hier nicht im Belieben des einzelnen Tieres, was und wie es bauen möchte. Auch das ist artbestimmt. Ein Fuchsbau ist wie der andere, er ist nicht mit dem des Hamsters zu verwechseln. Schwalben bauen andere Nester als Finken, und nur die Spechte können mit ihrem Schnabel eine Höhle in einen Baumstamm hämmern. Die Gemeinschaftswohnungen von Edelkorallen bilden kleine, verzweigte Bäumchen, und andere Korallen bauen Riffe, die wie Mauern im Ozean stehen. Jedes Tier baut so, wie seine Vorfahren seit Hunderttausenden von Jahren gebaut haben, es folgt einem inneren Zwang, dem es sich nicht entziehen könnte, selbst wenn es wollte. Diese Bauinstinkte hängen in einzigartiger Weise mit dem Wachstum zusammen, überhaupt mit der Ausgestaltung des Körpers.

Die Haut vieler Tiere ist verkalkt oder verhornt, sie ist mit Haaren oder Federn, Schuppen und Schildern bedeckt. Das Haus der Schnecke ist auch ein, sogar sehr schöner, Kunstbau, aber es wächst der Schnecke auf dem Rücken, sie selbst hat gar nichts damit zu tun. So gibt es auch Würmer im Weltmeer, deren Körperoberfläche eine Kalkröhre ausscheidet, in die sie sich zurückziehen können. In anderen Fällen fehlen solche Hüllen, und das Tier stellt sie dann selbst her. Die Natur hat so einen Wurm also gewissermaßen nicht ganz fertig gemacht. Das Letzte, was er braucht, fehlt ihm noch. Sie legt dann in ihn den Trieb, das nachzuholen. Anstatt der Hülle gibt sie dem Tier den Instinkt, sie zu bauen. Sie gibt ihm vielleicht auch gleich das Material, das er dazu braucht. Sein eigener Körper bringt es hervor. Es kann auch sein, daß es sich das Material erst zusammensuchen muß, oder es verwendet körpereigenes und körperfremdes Material zusammen. Es gibt da viele Möglichkeiten. Schreitet man aber vom Einfachsten zum Vollkommeneren fort, so zeigt sich unmittelbar die enge Verknüpfung von organischen Prozessen mit Instinkthandlungen. Man kann die einen von den anderen ableiten.

Die Larven der Köcherfliegen, die man am seichten Ufer jedes Teiches oder Tümpels auflesen kann, bauen um sich eine kleine Röhre aus Sandkörnchen oder aus Pflanzenteilchen, manche sogar aus winzigen Schneckenhäuschen. Jede Art hat ein bestimmtes Baumaterial und bleibt dabei. In den „Köcher" ziehen sie sich zurück, wenn ihnen Gefahr droht.

Die Haut der meisten Insektenlarven scheidet vor der Verpuppung eine harte Chitinschicht aus, die der Puppe Schutz gewährt. Larven, bei denen das nicht der Fall ist, spinnen gewissermaßen als „Chitinersatz" einen Kokon. Hier liefert also der eigene Körper zwar das Baumaterial für die Hülle, aber eben nur das Material. Verarbeitet wird dieses dann von dem Tier selbst. Der Instinkt und die Sekretion von Spinnstoff gehören also zusammen, eines hat ohne das andere gar keinen Sinn. Schwämme — wie der Badeschwamm — sind Tierkolonien. Der Schwamm besteht aus verschiedenem Material, aus Kalk, aus Kieselsubstanz oder aus Horn. Die Einzeltiere scheiden es aus, je mehr ihrer werden, desto größer wird der Schwamm., Aber an seinem Aufbau sind die kleinen Schwammtiere nicht beteiligt, es geht von selbst.

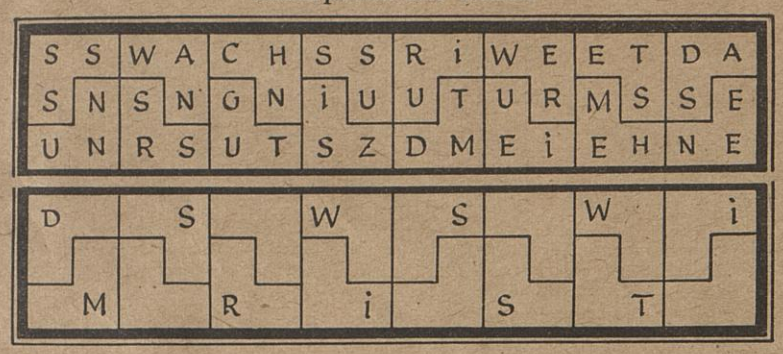
So ist es auch bei den Korallen. Andere Tiere, die in Kolonien leben, stellen durch einen Instinkt die gemeinsame Hülle her. Die Raupen des Prozessionsspinners zum Beispiel, eines Schmetterlings, treten niemals einzeln, sondern stets in Gemeinschaft auf. Sie produzieren in Körperdrüsen einen Spinnstoff, der an der Luft zu Fäden erhärtet, und so spinnen sie in gemeinsamer Arbeit das Nest, in dem sie während des Tages der Ruhe pflegen. Es gibt Käferlarven, die ihren eigenen Kot mit einem Spinnstoff so verweben, daß ein Sack entsteht, den sie auf dem Rücken tragen wie eine Schnecke ihr Haus. Solche Beispiel niederer Tiere sollen nur zeigen, wie eng Instinkte mit der Organisation verknüpft sind. Physiologische Vorgänge, wie die Ausscheidung eines Sekretes, und Instinkthandlungen greifen ineinander ein; man kann sie nicht voneinander trennen, weil sie ein Ganzes bilden. Es zeigt sich eben hier, wie der Instinkt rein organisch bedingt ist und sich nicht von Ueberlegungen, sondern nur von Lebensprozessen bestimmen läßt. Bei den Instinkten höherer Tiere liegt das nur nicht ohne weiteres klar zutage. Wenn man den Instinkt verstehen will, so muß man daher auf die einfachsten Fälle von Instinkthandlungen zurückgreifen. Da sieht man dann ohne weiteres, um was es sich handelt. Die komplizierteren Fälle lassen sich dann von den einfachen ableiten, sie werden so ebenfalls verständlich.

Es lassen sich im wesentlichen zwei Formen von tierischen Bauten — wenn wir der Einfachheit halber dieses Wort für alle derartigen Fälle gebrauchen wollen — unterscheiden. Entweder die Hülle, die das Tier schützt, legt sich so um den Körper, daß sie einen Teil von ihm bildet, gewissermaßen also eine zweite Haut. Sie ist dann ein Teil des Tieres, ganz gleich, auf welche Weise sie entstanden sein mag. Oder sie ist selbständig und hängt nicht fest mit dem Tier zusammen, dieses kann sie beliebig aufsuchen und verlassen. Eine scharfe Trennung zwischen dem einen und dem anderen gibt es nicht. Die beiden Formen gehen ineinander über. Daher besteht zwischen ihnen kein prinzipieller Unterschied, wenn das auch auf den ersten Blick so scheinen mag. Die Hülle löst sich nur mehr und mehr von dem Bewohner los, und dadurch gewinnt sie einen selbständigen Charakter.

Die zweite Art tierischer Bauten läßt sich zunächst von den zufälligen Schlupfwinkeln ableiten, auf die schon hingewiesen wurde. Zuerst verkriechen sich Tiere

Rätsel

Sinnspruch aus Teilen



Die in der oberen Figur durch Umrandung abgegrenzten Buchstabengruppen sind auf gleichgestaltete Felder der unteren so zu übertragen, daß die Buchstaben nunmehr — von links oben an zeilenweise gelesen — ein Wort von Rainer Maria Rilke ergeben. In der unteren Figur sind einige Buchstaben eingesetzt, um die Lösung der Aufgabe zu erleichtern.

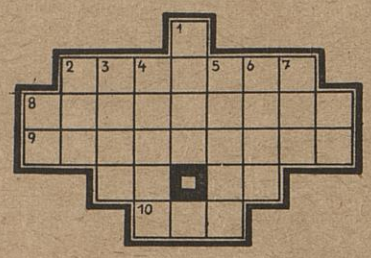
Die Umkehrung

ahn — bach — be — bein — borg — brei — by — ce — cir — dampf — e — eh — ein — erbs — fe — fer — frau — ge — gut — hol — in — käu — la — lam — lei — lin — luft — nacht — neu — nus — pflug — pe — ra — ren — rin — rinth — rüs — se — se — sel — stel — stück — u — waf — wort — ze

Aus diesen Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Schlegel ergeben.

1. Vorfahrin, 2. Wehrmachtsteil, 3. Aufenthalt des Minotaurus, 4. Angehöriger der Berufsgruppe Handel, 5. Begriff der Frachtbeförderung, 6. Planet, 7. Lichtquelle, 8. Dummheit, 9. Leiterin einer Schauspieltruppe des 18. Jahrhunderts, 10. Maschine zur Bodenbearbeitung, 11. Teil optischer Geräte, 12. Frauenname, 13. Zauberin aus der „Odyssee", 14. Hofmaler Heinrichs des VIII., 15. bindende Aussage, 16. Sperlingsvogel, 17. Hülsenfruchtgericht, 18. Tierkörperteil.

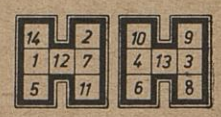
Kreuzworträtsel



W a a g e r e c h t : 2. Stadt in Vorderindien, 8. Teil der Südalpen, 9. gefährliches Wagnis, 10. Gestalt aus den „Meistersingern". — S e n k r e c h t : 1. Gewebe, 2. Wintersportgerät, 3. nordisches Huftier, 4. Nachtschmetterling, 5. Stadt in Sachsen, 6. Behälter, 7. Gewässer.

Tagesbericht

Die Mutter hat's Speck, Max Worte beim Isolde ist's heute selber gewesen. [Lesen was getan muß sein / Und eh man dir's gebeut. 1. Trautenau, 2. Union, 3. Windhund, 4. Auflage, 5. Strandschuh, 6. Gremium, 7. Estanzia, 8. Tizian, 9. Abendland, 10. Nagasaki, 11. Mortimer, 12. Uranus, 13. Stimmung, 14. Seemine, 15. Sportklub, 16. Erbmasse, 17. Ilmenau, 18. Norbert. — R e c h e n - F i g u r :



Lösungen der Rätsel aus Nummer 23

K r e u z w o r t - R ä t s e l : Waagerecht: 1. Schaffhausen, 9. Poe, 10. Tael, 11. Abo, 12. Amen, 13. Ober, 14. Tor, 15. Tier, 17. Ara, 18. Berlin, 20. Quirl, 22. Monat, 25. Ur, 26. Aladin, 29. Ra, 30. Melone, 31. Lee, 32. Reni, 33. Sog. — Senkrecht: 1. Spat, 2. Como, 3. Heer, 4. Fakir, 5. Hegel, 6. Saba, 7. Eber, 8. Nora, 15. Teller, 16. Rimini, 18. Bram, 19. None, 20. Qual, 21. Urne, 23. Argo, 24. Talg, 27. Ale, 28. Don. — G u t e r R a t a u s a l t e r Z e i t : Tu

irgendwo, nur um eben für den Augenblick ein Unterkommen zu haben, ein Loch, in dem sie vielleicht ruhen oder in dem sie Schutz suchen. Auf einer höheren Stufe überlassen sie sich nicht dem Zufall, sondern sie stellen sich selbst einen Zufluchtsort her. Sie behalten ihn dann bei, vielleicht so lange sie leben. Die Wohnung kann recht primitiv, sie kann aber auch mit großer Kunstfertigkeit angelegt sein. Das sind nur Gradunterschiede. Im Wesen ist es das gleiche. Zu den Hüllen, wie wir sie zuerst erwähnt haben, verhalten sich solche Wohnungen wie ein Negativ zum Positiv. Die Larve der Köcherfliege baut den Köcher, der Röhrenwurm die Röhre um sich herum. Sie schlüpfen dann ein und aus. Der Fuchs baut seinen Kessel, indem er Erde aushebt. Er schafft einen Hohlraum. Aber der Wurm tut letzten Endes das gleiche. Es soll hier nur darauf hingewiesen werden, wie die Dinge ineinander übergehen. Nimmt man die Tatsachen ohne Vorurteil hin, so kommt man zu dem Schluß, daß ein Schneckenhaus und ein Fuchsbau im Grunde auf das gleiche Prinzip zurückgeführt werden können. Allen tierischen Bauten liegt demnach die gleiche Idee zugrunde. Sie erweisen sich als eine Vervollkommnung des eigenen Körpers, als eine Fortführung von Wachstumsprozessen, in die das Tier durch den Instinkt aktiv eingreift. Eine besondere Beurteilung verlangen allerdings diejenigen Bauten, die das Tier nicht für sich selbst herstellt, sondern für seine Brut.

Brutpflege: Stufe der höchsten Vervollkommnung

Die höchste Stufe erreichen die Instinkte in dem, was mit der Fürsorge für die Jungen zusammenhängt. Höhere Tiere betreuen ihre Nachkommen meist so lange, bis diese selbst wieder fortpflanzungsfähig geworden sind. Man kann oft hören und lesen, daß sie dabei eine geradezu rührende Liebe für die Brut an den Tag legen, und daß Tiermütter in dieser Beziehung hinter Menschenmüttern kaum zurückstehen. Eine Vermenschlichung von Tieren ist immer etwas Mißliches, es ergeben sich dabei in der Regel schiefe Gesichtspunkte. Sentimentalität ist in diesem Fall nicht am Platz. Man erweist den Tieren keinen Gefallen, wenn man sie anders auffaßt, als sie in Wirklichkeit sind.

Was wie Liebe aussieht, ist es nicht immer, denn die Liebe ist etwas durchaus Persönliches, ein freies Geschenk von Mensch zu Mensch. Bei Tieren gibt es das nicht. Sie sind nicht wie die Menschen Individuen, und sie handeln oft aus ganz anderen Motiven, als es diese sind, die man ihnen unterschiebt. Auch wenn ein Tierweibchen die Jungen pflegt, sie füttert und beschützt, so folgt es dabei immer angeborenen Instinkten seiner Art. Das zeigt sich ja schon darin, daß Tiere der gleichen Art sich auch immer gleich verhalten — sie können nicht anders, es kommt gar nicht darauf an, ob sie wollen oder nicht. Man kann dem Kuckuck keinen Vorwurf daraus machen, daß er die Eier in fremde Nester legt und sich nicht um seine Brut kümmert. Das Kuckucksweibchen tut das nicht deshalb, weil es eine schlechte Mutter, sondern nur, weil es eben ein Kuckuck ist. Ebensowenig kann man ein anderes Vogelweibchen darum loben, weil es den Jungen Futter zuträgt, oder den weiblichen Schmetterling, weil er die Eier auf die Nährpflanze der Raupe legt. Bei niederen Tieren glaubt jeder ohne weiteres, daß sie nur aus Instinkt und ohne gute oder böse Absicht handeln. Höheren Tieren dagegen schreibt man gern ein bewußt zweckmäßiges oder eben durch Gefühle bestimmtes Handeln auch dort zu, wo nur Instinkte wirksam sind. Im einen oder dem anderen Fall zeigt sich dann aber plötzlich, daß auch sie nur ihren angeborenen Trieben folgen, und daß sie auch dort, wo sie liebevoll erscheinen, gar nicht wissen, was sie tun.

Es gibt Vögel, die ihre Brut mit einer Substanz füttern, die sich in ihrem Kropf bildet. Mit der Absceidung dieses Stoffes stellt sich zwangsläufig das Bedürfnis ein, sich seiner zu entledigen und ihn an die Jungen weiterzugeben. Es handelt sich also bei dem Füttern hier um einen organischen Vorgang. Der mütterliche Organismus versorgt den Nachkommen ja in anderen Fällen, wo er ihn in sich trägt, ebenfalls mit Nahrung. Der Vorgang ist in dem besonderen Fall nur nach außen projiziert. Der Brutpflegeinstinkt entwickelt sich bei der Geburt des Jungen und hält im allgemeinen nur so lange an, als dieses pflegebedürftig ist. Dann hört er auf, und von der vermeintlichen Liebe ist nicht mehr die Rede. Man hat junge Vögel, die sich schon selbst ernähren konnten und von der Mutter deshalb auch nicht mehr gefüttert wurden, neben ihr in einen Käfig gesetzt und ihnen eine Zeitlang kein Futter gereicht. Je mehr Hunger sie hatten, desto mehr schrien sie. Die Alte saß daneben und hörte das jämmerliche Geschrei, sie hatte Futter genug zur Verfügung, aber sie dachte gar nicht daran, etwas davon den Jungen durch das Käfiggitter zu reichen, sie sah ruhig zu, auch wenn sie in Gefahr waren, zu verhungern. Andererseits stehen Vogelmütter, die eben Junge haben, unter dem Zwang, diese zu füttern, und nimmt man sie ihnen, so drängen sie das Futter anderen Vogeljungen auf, die zu ihnen gesetzt werden, auch solchen, die von Natur ein ganz anderes Futter brauchen würden. Es gibt Seevögel, die sich zum Brüten auch auf leere oder faule Eier setzen. Ist die Brutzeit abgelaufen, so verlassen sie das Nest, um nach Beute zu jagen. Sie bringen dann Beutestücke im Schnabel heran und werfen sie auf das Nest, dorthin, wo ein Junges sitzen sollte, wo nun aber ein ganz verfaultes Ei liegt. Nicht die Liebe zu den Jungen veranlaßt sie also, Futter heranzuholen und es abzugeben, sondern nur ein dumpfer Trieb, dem sie folgen müssen. So bewundernswert also die Brutpflegeinstinkte auch oft sein mögen, man darf sie niemals mit menschlichen Maßstäben messen.

Niedere Tiere kümmern sich in der Regel nicht um ihre Nachkommen, wenn diese einmal da sind. Sie sorgen vor, damit sie alles so finden, wie sie es brauchen. Dann haben sie alles getan, was sie tun können. Ihre Maßnahmen sind oft so kompliziert, daß ein niederes Tier sie gar nicht mit Ueberlegung treffen könnte. Dazu wären eine Einsicht und Voraussicht notwendig, die Insekten z. B. gar nicht haben können. Sie handeln wie Schlafwandler und machen doch alles richtig. Aber sie verfahren nach einem Schema, das in ihnen liegt, und von dem sie auch nicht im kleinsten abweichen können. So gibt es Hautflügler, Wespenarten, wie die Raubwespen, die ihre Eier in selbstgegrabenen Höhlen unterbringen. Sie versorgen diese in der Weise mit Nahrung für die Larven, daß sie Insekten in die Höhle tragen, ehe sie diese verschließen. Manche befestigen das Ei sogar an einem Faden, der von der Decke der Höhle herabhängt. Es schwebt dann über den Beutetieren und ist so nicht in Gefahr, unter diese zu geraten und von ihnen erdrückt zu werden. Damit die eingetragenen Beutetiere nicht fliehen können, werden sie durch einen Stich in ein Nervenzentrum gelähmt. Sie bleiben dann zwar am Leben, verwesen also nicht, können sich aber nicht von der Stelle bewegen. Die Wespe trägt immer nur ganz bestimmte Insekten als Nahrung für die späteren Larven ein. Manche nehmen nur Spinnen einer bestimmten Art, andere Heuschrecken. Es gibt eine Wespe, die nur Käfer aus der Familie der Prachtkäfer nimmt, niemals andere. Trotz der Zugehörigkeit zur gleichen Käferfamilie sehen die Arten sehr verschieden aus. Nur der Zoologe kann erkennen, daß es sich um Käfer der gleichen Art handelt, ein Laie würde es ihnen niemals ansehen. Aber die Wespe scheint es zu wissen. Eine Raubwespe, die Heuschrecken als Beute einträgt, legt diese vor der Höhle nieder und zerrt sie dann an einem Fühler in das Loch. Schneidet man der Heuschrecke die Fühler ab, so läuft sie ratlos um das verstümmelte Tier herum und läßt es dann liegen. Sie kommt niemals auf den naheliegenden Gedanken, daß sie die gelähmte Beute ja auch ebensogut an einem Bein ergreifen könnte. Der Instinkt funktioniert nur immer in der ganz genau gleichen Weise.

Nur ganz wenige Insektenarten kümmern sich dann später noch um ihre Larven, wenn diese aus den Eiern geschlüpft sind. So leben die Larven eines südamerikanischen Käfers mit der Mutter zusammen, und diese deckt sie tagsüber mit ihrem Körper, in der Nacht kommen sie unter ihr hervor und fressen Blätter. Wenn das Muttertier stirbt, fressen die Jungen es auf. Auch die Weibchen unserer Ohrwürmer hüten ihre Jungen und umkreisen sie ständig, wie ein Schäferhund die ihm anvertrauten Schafe. Eine Blattwespe sitzt mit gespreizten Beinen über der Brut, und Seesterne wölben den Körper wie eine Glocke über den Eiern. Aber das sind, wie gesagt, Ausnahmen. Im allgemeinen ist die Brutfürsorge niederer Tiere mit der Ablage der Eier beendet. Sie bekommen ihre Nachkommen später niemals zu Gesicht, und schon aus diesem Grunde könnten sie sich ihrer gar nicht annehmen.

Das Hühnerei und die Pille des Mistkäfers

Die Brutpflege- oder Brutfürsorgeinstinkte der niederen Tiere — es handelt sich hier vor allem um die Insekten — unterscheiden sich scheinbar grundsätzlich in vieler Hinsicht von denen höherer Tiere. Auf der einen Seite ist die Fürsorge v o r , auf der anderen die n a c h der Geburt das Wesentliche. Und gerade das, was niedere Tiere oft Wunderbares vollbringen, wenn sie ihre Eier ablegen, gehört zu den Höchstleistungen des Instinktes. Vergleicht man aber nun diese, wie wir sagen können, vorgeburtliche Brutpflege der Insekten mit gewissen Vorgängen bei der ebenfalls vorgeburtlichen Entwicklung der höheren Tiere, so ergeben sich merkwürdige Parallelen, die zur Gesamtbeurteilung der Instinkte überhaupt sehr aufschlußreich sind. Die Verhältnisse sind natürlich im einzelnen sehr verschieden. Wir können nur ein paar Beispiele herausgreifen, die zeigen sollen, wie das gemeint ist. Wir wollen von der Entwicklung der Säugetiere absehen.

Nehmen wir das Ei eines Vogels. Wenn dieses aus dem mütterlichen Organismus abgestoßen, also geboren wird, steht der Vogel noch auf einer sehr primitiven Stufe. Er ist eigentlich noch gar nicht als solcher da. Er muß sich erst bilden. Das „Ei" im engeren Sinn, also das, woraus der junge Vogel entsteht, ist die sogenannte Keimscheibe, die als ein kleiner, heller Fleck auf dem Dotter liegt. Sie ist gleichwertig mit dem ganzen Insektenei, dem die Umhüllungen fehlen. Dotter und Eiweiß enthalten die Nährstoffe, die dieser erste Keim des Vogels braucht, um sich zu entwickeln, um heranzuwachsen. Das Ganze wird dann von der Eischale aus Kalk zum Schutz umgeben. Jetzt vergleichen wir damit das folgende. Die Grabwespen stellen, wie wir schon erwähnten, eine Höhle in der Erde her, und

in diese legen sie das Ei. Als Larvenfutter für später legen sie zu dem Ei durch einen Stich gelähmte Insekten. Ein anderes Beispiel. Der nicht gerade sehr hoch geschätzte, aber für den Zoologen durch seine Brutpflege besonders interessante Mistkäfer stellt aus Mist eine kleine Pille her. Wenn sie fertig ist, so sticht er ein Loch hinein und legt das Ei in dieses, worauf er es wieder verschließt. Dann bringt er die Pille mit dem Ei in eine Höhle, auf deren Herstellung er große Sorgfalt verwendet. Wenn wir diese beiden Fälle näher betrachten, so finden wir, daß ein Vergleich mit dem Vogelei naheliegt. Was bei diesem Eiweiß und Dotter sind, das ist im einen Fall der Vorrat an gelähmten Insekten, im anderen die Pille aus Mist. Das sind ja ebenfalls Vorräte an Nahrung. Die Höhle vertritt in beiden Fällen die Kalkschale. Wie diese, dient sie zum Schutz der Larve. Das Vogelei bildet sich im alten Vogel auf physiologischem Wege. Der Vogelkörper selbst gibt dem Ei — in diesem Fall ist es nur der Keim — den Nahrungsvorrat mit, und wenn das Ei dann den Eileiter passiert, ehe es den Körper verläßt, so scheidet dieser den Kalk für die Schale aus. Was hier beim Vogel der Organismus ohne Zutun des Tieres leistet, das muß das Insekt durch eine Instinkthandlung vollbringen. Grundsätzlich das gleiche geschieht, wenn im Säugetierkörper ein besonders dazu vorhandener Hohlraum die Aufgabe der Eischale übernimmt und die Nahrung dem wachsenden Embryo durch die mütterlichen Blutgefäße zugetragen wird.

Brutfürsorgeinstinkte grenzen oft an das Wunderbare. So gibt es Mauerbienen, die ihre Eier in kleine, selbst hergestellte Lehmzellen legen. Wenn der Lehm vertrocknet und hart geworden ist, so schwirrt bald eine Schmarotzerwespe heran. Die Wespe setzt sich auf das Dach der Zelle, durchbohrt es mit ihrem Legestachel und legt dann ebenfalls ein Ei hinein. Das kann sich mehrere Male wiederholen. Andere Wespen kommen und tun das gleiche. In der Zelle entsteht aus dem Bienenei bald eine Larve, und nicht lange danach ist auch eine Wespenlarve ausgeschlüpft. Sie kriecht erst in der stockfinsteren Zelle herum und erledigt die Konkurrenz. Sie tötet die anderen Schmarotzerlarven, noch ehe sie aus den Eiern sind, sie frißt sie einfach auf. Dann erst interessiert sie sich für die eigentliche Herrin der Zelle, für die Bienenlarve. Zunächst verliert sie ihre Beine. Sie sind nicht mehr notwendig, da sie ja nicht weiter mehr herumzukriechen braucht. Jetzt wären sie ihr nur noch hinderlich. Dann frißt sie ein Loch in die Bienenlarve und gräbt sich in diese hinein. Zum Dank für die gewährte Gastfreundschaft zehrt sie ihren Wirt von innen heraus langsam auf. Die lebenswichtigen Organe spart sie bis zuletzt auf. So bleibt das Opfer möglichst lange am Leben. Es stirbt erst dann, wenn der Schmarotzer ausgewachsen und reif zur Verpuppung ist. In diesem Fall macht also der Instinkt der Mutterwespe nur halbe Arbeit. Die Larve selbst muß daher noch mit ihrem Instinkt eingreifen. Wunderbarerweise greift in diesen noch ein organischer Vorgang ein — die Beine der Larve verschwinden, wenn sie nicht mehr notwendig sind.

Was in diesem Falle in zwei Instinkthandlungen auseinanderfällt, die sich auf Muttertier und Larve verteilen, das leistet in anderen Fällen der Instinkt des Mutterinsektes allein. Die weibliche Schlupfwespe legt ihre Eier direkt in den Körper des Wirtes, eines Insektes oder einer Insektenlarve. Ihre eigenen Larven entstehen gleich dort, sie brauchen sich nicht erst in das Opfer einzubohren. Raupenfliegen dagegen legen ihre Eier auf die Haut der Raupen, und die Larven dringen, nachdem sie ausgeschlüpft sind, in diese ein. Andere Insekten legen ihre Eier in Holz oder in Pflanzenstengel, in Knospen oder in Früchte. Dasselfliegen bringen sie an der Haut von Weidetieren unter, Nasenbremsen legen sie an die Nasenlöcher der Schafe. Die Larven kriechen später in der Nase empor und in die Nasenhöhle. Infolge des Reizes, den sie ausüben, wird viel Schleim abgesondert, von dem sich die Larve ernährt. Das Prinzip ist immer das gleiche. Es wirkt sich in unendlich verschiedener Weise aus.

Das Gallapfel-Wunder

Wohl am seltsamsten unter allen Brutpflegeinstinkten ist in seiner Auswirkung derjenige bestimmter Insekten, die durch ihren Stich auf Pflanzenteilen die unter dem Namen „Gallen" bekannten Auswüchse hervorrufen. Jedermann kennt die Galläpfel, die man oft auf Eichenblättern findet. Es gibt aber Tausende von Gallen, deren Urheber neben einigen anderen Tieren fast immer Insekten sind. An sich erscheint der Vorgang der Gallenbildung zunächst ganz einfach. Die Gallwespe, Gallmücke oder was es sonst für ein Insekt sein mag, sticht in die Pflanze und legt dabei ihr Ei ab. Daraufhin beginnt das Gewebe der Pflanze an dieser Stelle zu wuchern, und die Wucherung umwächst und umhüllt das Ei. Es entsteht ein Beutel oder ein Knötchen — oder wie man es sonst nennen will — von länglicher, runder oder auch flacher Form. Die Gallen sehen ganz verschieden aus. Das Merkwürdige ist aber nun, daß die Pflanze selbst aktiv in den Vorgang der Gallenbildung einzugreifen scheint. Sie entwickelt sozusagen selbst Instinkte, die mit denen des Insektes zusammenwirken. Sie läßt nämlich in die Höhle, in der das Insektenei liegt, Nährstoffe einströmen. Sie baut für die Galle ein leicht verdauliches, weiches und schwammiges Gewebe aus dünnwandigen Zellen auf, und nicht genug damit, sie verstärkt oft die vorhandenen Leitungsbahnen, damit immer reichlich Nährmaterial zufließen kann. Die Larve weidet die Innenwand der Galle ab, und was sie frißt, das wird immer wieder von der Pflanze ersetzt. Außerdem bilden sich an der Außenseite der Galle harte Einlagerungen, so daß die Larve gegen Angriffe geschützt ist. Kein Legestachel eines Schmarotzers kann durch die harte Schicht eindringen. Ist die Larve zur Verpuppung reif, so verläßt sie die Galle, um sich auf dem Boden zu verpuppen. Nun geschieht wieder etwas sehr Merkwürdiges. Bei gewissen Gallen nämlich hebt sich an einer Stelle ein scharf umgrenzter, kreisrunder Deckel ab, der aus dem Galläpfelchen wie ein Pfropfen herausfällt. So entsteht ein Loch, durch das die Larve die Galle verlassen kann.

Das Mutterinsekt hat mit der Ablage des Eies in das Blattgewebe seine Aufgabe erfüllt. Aber nun reizt das Ei — anders kann man sich die Gallenbildung zunächst nicht erklären — das Gewebe, wenn es zwischen den Zellen des Blattes liegt, und das hat dann zur Folge, daß die Pflanze selbst den Brutraum herstellt und ihn reichlich mit Nahrung für die Larve versieht. Die Galle ist also, so sonderbar das auch klingen mag, ein in den Pflanzenkörper verlegtes tierisches Organ. Es kopiert die Körperhöhle, in der sich bei höheren Tieren der Embryo bildet. Der Instinkt des eierlegenden Insektes bildet nur den Anstoß zu dem ganzen Vorgang. Man könnte hier also geradezu von einem Instinkt der Pflanze sprechen, der auf Anstoß in Aktion tritt. Dieser „Instinkt" ist ein reiner Wachstumsvorgang, der gewiß nichts mit „Vererbten Denkgewohnheiten" zu tun hat. Das heißt mit anderen Worten, daß die Gallenbildung zeigt, wie solche Erscheinungen, die bei Instinkthandlungen auftreten, tatsächlich durch organische Gestaltungsprozesse hervorgerufen werden können. Was sonst der Instinkt eines Insektes vermag, das kann die Pflanze auch machen.

Instinkte sind keine seelischen Eigenschaften, sie stehen mit den Lebensprozessen, wie mit der Ernährung, dem Wachstum und der Fortpflanzung auf einer Stufe. Gerade so wie die Organe wachsen sie gleichsam aus dem Körper hervor. Ein bedeutender neuerer Physiologe sagt einmal, die Instinkte seien „auf den Geist des gleichen Baumeisters zurückzuführen, der den Vögeln ihr leichtes Federkleid und den Schildkröten ihren harten Panzer geschenkt hat".

Gesunde Kinder
sind das höchste Glück unseres Volkes. Achtet auf die richtige Ernährung
DEUTSCHE MAIZENA WERKE A.G. HAMBURG 9
DMW

WELLA
Immer gut frisiert mit Wella-Dauerwellen, durch Wella-Haarpflege

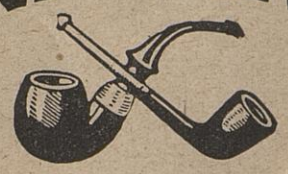
Keine Sorge
wenn einmal Camelia nicht überall zu haben ist. Es handelt sich nur um eine vorübergehende Störung, denn die Produktion von Damenbinden ist nicht eingeschränkt worden.
Camelia
DIE ZUVERLÄSSIGE REFORMBINDE

IKON
Aus dem Griechischen stammende Bezeichnung für „Bild", besonders Heiligenbild.
ZEISS IKON
Die Verbindung mit dem Namen „Zeiss" umfaßt alle Geräte für Schaffung und Wiedergabe von Bildern auf photographischem Wege. Durch stets auf höchste Qualität ausgerichtete Präzisionsarbeit wurde Zeiss Ikon das bedeutendste Werk der Branche in Europa und genießt Weltruf. Nach dem Siege wird die Nachfrage in allen Ländern wieder mit diesen guten deutschen Erzeugnissen befriedigt werden.
ZEISS IKON

Wer von Hygiene spricht, denkt an Lingner
wer von Lingner spricht, denkt an Odol; wer von Odol spricht, denkt an zweckmäßige Mundpflege
LINGNER-WERKE DRESDEN
LINGNER

Leichner
PUDER · KREM
Unsere Soldaten und die schaffende Heimat brauchen Freude und Entspannung. Berufsbedingte Anforderungen der Künstlerinnen müssen daher vordringlich befriedigt werden. Bedenken Sie das stets, wenn einmal die LEICHNER-Fabrikate vorübergehend nicht zu haben sind.

Ihre HANDSCHRIFT findet ihren eigenwilligen Ausdruck durch die Anpassungsfähigkeit Ihres Füllhalters. Geben Sie ihm deshalb die für ihn geeignete dünnflüssige, besonders farbstarke und bewährte
UHU Füllhalter-TINTE
UHU Füllhalter TINTE

VAUEN

pfleglich behandeln,
denn wir können z. Zt. kriegsbedingt keine Reparaturen ausführen. — Mit diesem Bescheid müssen wir täglich viele Reparaturaufträge wieder zurücksenden. Deshalb behutsam umgehen mit
VAUEN-PFEIFEN
NÜRNBERG

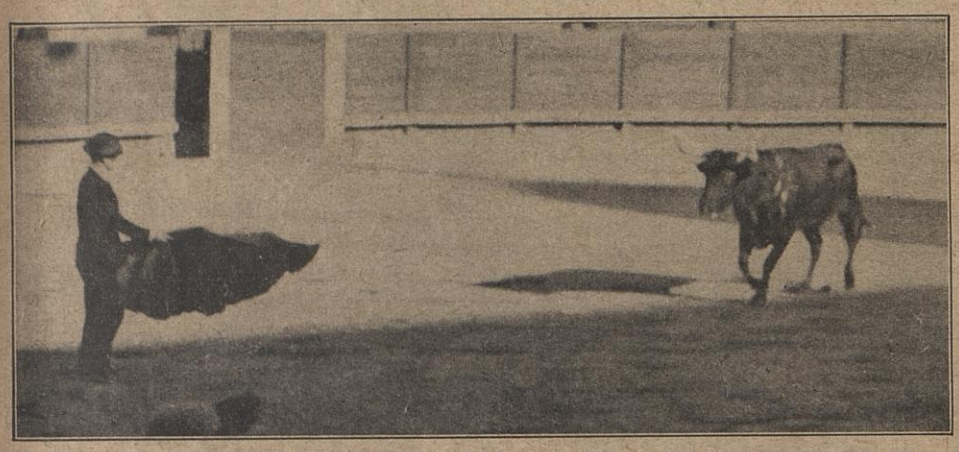
Garantol
konserviert Eier 1 Jahr
und was wichtig ist: die Eier können jederzeit unbedenkl. entnommen und zugelegt werden!

Alfonso stürzt sich auf den STIER

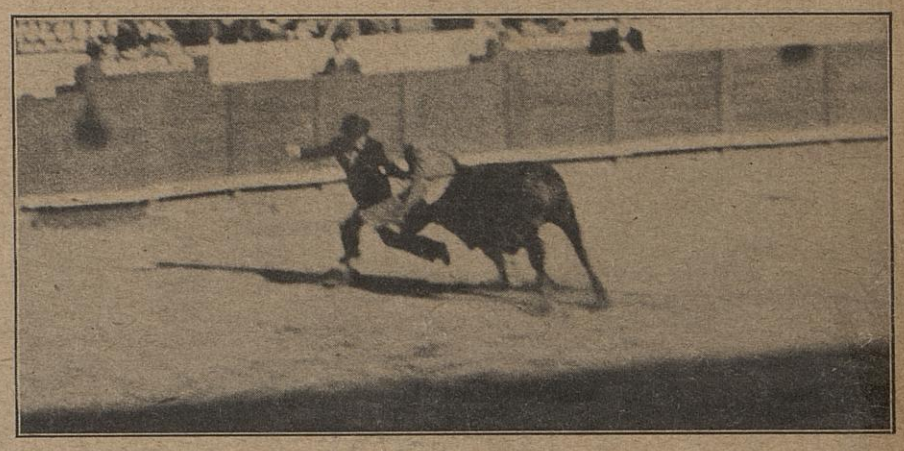
Zwischenspiel in der Corrida-Arena in Barcelona

Die Riesenarena hält den Atem an: Belmonte, der berühmte Torero Belmonte, zeigt eine „Bravada". Er lockt den Kampfstier mit dem roten Tuch direkt auf sich zu und . . .

. . läßt ihn dann — mit blitzschneller Wendung, wobei das Horn des Stieres seine Hüfte streift — an sich vorbeirasen. Das Publikum tobt vor Begeisterung.



Plötzlich steht ein junger Mann mitten in der Arena Er ist über die Planken gesprungen; er will den großen Belmonte übertrumpfen, schwingt das rote Tuch dem verblüfften Stier entgegen „Alfonso!" ruft eine von Stolz und Angst bebende Mädchenstimme.



Er wird es seiner Pepita zeigen! Viel Zeit bleibt dem frischgeborenen Torero nicht, der Stier ist heran! Und schon bricht die großangelegte „Figur" zusammen: Alfonso besinnt sich darauf, wozu er Beine hat . . . rennt um sein Leben . . .

Zu spät! Der Stier hebt Alfonso „aus den Stiefeln". Banderilleros stürzen herbei, um den Stier von seinem Opfer abzudrängen. Das Publikum hat sich von den Plätzen erhoben. Es steht schlecht um den armen, kühnen Alfonso, sehr schlecht!

Geborgen! Alfonso wird aus der Arena geleitet. Noch ist es einmal gut gegangen, genauer gesagt: halbgut. Pepita wird lange zu trösten haben, und ihr kleiner Held wird es sich in Zukunft dreimal überlegen, nach dem Ruhme Belmontes zu geizen!

Aufnahmen: Donderer

Stierkampf diesmal wirklich harmlos

Sanft und friedlich ist die „Spaßkuh", die sich das Bodenpersonal eines deutschen Feldflugplatzes zurechtgebastelt hat. Sie ist stabil genug, um in der Mittagshitze als Schlummerpodest für einen müden Frühaufsteher zu dienen (Bild links), nach allgemeinem Dienstschluß aber gewinnt sie Beine und Mut und nimmt mit Gebrumm die Herausforderung des roten Tuches an

PK.-Auf.: Kriegsberichter Deelfs